

Das Schreiben, eine Suche

Literatur Am Samstag fanden zum 8. Mal die Bieler Gespräche statt: ein schweizweit einzigartiger Anlass der Begegnung zwischen Autoren und Übersetzern. Ein Erfahrungsbericht.



Li Mollet hat nicht gewusst, dass es bei ihrem Text so viel zu Lachen gibt.

Julie Lovens

Literaten sind Einzelgänger. Deswegen meiden sie Gesellschaft und deswegen suchen sie sie. Am Samstag war eindeutig Zweites der Fall, als zum 8. Mal die Bieler Gespräche am Literaturinstitut stattfanden. Die Bieler Gespräche sind ein schweizweit einzigartiges Forum, das Möglichkeit von Reflexion und Austausch über literarische Texte bietet – sowohl von Originalen als auch von Übersetzungen.

Orientierung

Schreiben hat für mich mehrere Bedeutungen, eine sehr wichtige davon ist: Es gibt mir einen Boden, wenn ich nicht weiss, wo ich hingehöre. Und wenn das Schreiben ein Ort ist, dann sind die Wörter die Koordinaten. Die Koordinaten müssen präzise sein, müssen stimmen, damit die Übersetzer und Übersetzerinnen sie in eine fremde Sprache verwandeln können. Während draussen der Schnee fällt, sitze ich

mit Li Mollet und 20 anderen im Raum und wir stellen zu ihrem Text Fragen wie: «Wo kommt eigentlich die Herkunft her?», «Was bedeutet Wunschlosigkeit?» und «Kann ein einziges Haar baumeln?» Ihr noch unveröffentlichter Text wurde ins Französische und Italienische übersetzt. Übersetzer und Übersetzerinnen sind extrem genaue Leser, da werden Ungereimtheiten schnell aufgedeckt. Camille Luscher, die diese Diskussion leitet, klabt sich ein Haar aus dem Haaransatz nach vorn und schüttelt den Kopf. Wir sind uns einig: Ein Haar kann nicht baumeln, da kein Gewicht daran gebunden ist. Als wir zusammenpacken, meint Li Mollet mit einem Lächeln, sie habe gar nicht gewusst, dass es bei ihrem Text so viel zu Lachen gebe.

Auch meine eingereichten Auszüge wurden im Vorfeld ins Französische und Italienische übersetzt. Ich habe die Ehre, mir 14 verschiedene Leseindrücke an-

zuhören. Es erstaunt mich, wie genau meine Geschichte in die Köpfe anderer übertragen wird. Als die Moderatorin Charlène Tardy mich fragt, ob ich noch etwas zu meinem Text erzählen will, bleiben mir die Worte weg: es wurde schon alles gesagt. Erstaunlich ist auch, dass gerade die Schlichtheit der Sprache die Schwierigkeit für die Übersetzung bereitet. Schon allein für den Titel gibt es im Französischen drei verschiedene Varianten: Übersetzt man «Wie es ist» nun mit «Les choses comme elles sont», «C'est ainsi» oder «Tel que c'est»? Jeder hat seine eigene Sprache; die Mitte zu finden, ist das Ideal, aber auch die Herausforderung.

Schon im ersten Satz lauert die nächste Fragestellung: Übersetzt man «wir» klassisch mit «nous» oder doch mit «on», schliesslich wird die Geschichte aus der Perspektive eines Kindes erzählt? Was wird aus den Wörtern «Mut-

ter» und «Vater» im Französischen? «Mère» und «père» – oder ist das zu distanziert? Ist die Distanz gewollt? Wieso stehen an manchen Textstellen Pronomen vor «Mutter» und «Vater» und an manchen nicht? Sophie Jaussi fragt mich, wie ich den Text konstruiert habe – und wieder fehlt mir eine eindeutige Antwort, denn Schreiben hat für mich im ersten Moment wenig mit Konstruktion zu tun, sondern mit Gespür und Bildern.

Ich bin meinem eigenen Text gegenüber oft blind. Es ist spannend, zu hören, was für Echos er erzeugt. Bei so vielen Stimmen von aussen muss ich allerdings auch vorsichtig sein. Im besten Fall werfen sie mich auf mich selbst zurück, zu meiner eigenen Stimme, aber sie können mich auch orientierungslos machen, weil ich nicht mehr weiss, auf welches Echo ich nun hören soll. Dabei gibt es kein Richtig und kein Falsch. Es ist beeindruckend, wie

reichhaltig ein Text sein kann. Schreiben ist eine einsame Tätigkeit und ich brauche den Blick von aussen. Ganz ohne Austausch geht das Schreiben nicht, aber mit zuviel auch nicht.

Fragen und Suchen

Auch Martin R. Dean scheint es so zu gehen. Nachdem er aus seinem neuen Text «Verbeugung vor Spiegeln» gelesen hat, meint er im Gespräch, dass es kein Roman sei, was da im März erscheine, er wisse selbst nicht so genau, was es sei. Als eine Diskussionsteilnehmerin meint, auf sie wirke der Text wie ein Nachruf auf seinen Stiefvater, nickt er und meint, das fände er gut, vielleicht sei sein Text genau das.

Das Schreiben ist und bleibt ein Suchen. Dazu gehören auch zahlreiche Fragen. Auf viele werde ich keine Antwort finden. Ein Text ist nie ganz fertig und es liegt an mir, den Schlusspunkt festzusetzen. Luise Maier

Drei Werke, drei Stile

Biel Gestern hat ein Kammermusikkonzert im Rahmen der Konzerte des Theater Orchester Biel Solothurn Tobs stattgefunden. Ein Vormittag, der gute Laune hinterliess.

Sonntagvormittag im Stadttheater Biel, ein Kammermusikkonzert im Rahmen der Konzerte des Theater Orchester Biel Solothurn Tobs. Erzsébet Barnácz, Violine, Frédéric Carrière, Viola, – diese beiden Mitglieder des Sinfonieorchesters – und Alice Bourguoin, Violoncello, spielen zwei Trios und ein Duo für Streichinstrumente. Drei Komponisten des 20. Jahrhunderts und doch drei verschiedene Stile. Begonnen wurde mit einem Streichtrio des heute über 90-jährigen Bieler Rudolf Bigler, das er vor wenigen Jahren komponiert hat.

Es ist ein kurzes Werk in drei Teilen mit einem Prolog, einem etwas ausführlicheren Mittelteil und einem Epilog, die fast unmerklich in einander übergehen. Ein Linienspiel im Gefolge der Schönberg-Schule aber mit tonalen Wendungen und einem reinen Dur-Dreiklang zum Abschluss. Es ist ausdrucksvolle Musik, die von den drei Musikern entsprechend mit Hingabe gespielt wurde und von den Zuhörern wohlgefällig aufgenommen wurde.

Der Tscheche Bohuslav Martinů hat seinen unverwechselbaren Personalstil in einer frei tonalen, ab und zu folkloristisch beeinflussten Klangwelt. Seine Duos für Violine und Cello sind nicht so dicht wie diejenigen von Zoltán Kodály oder Maurice Ravel, sondern eher musikalisch frech. Das erste, das erklang, ist zweisätzig und hat rasche Spielfiguren, dazwischen rhapsodische Einschübe, in denen vor allem auch die Cellistin Gelegenheit hatte, sich zu profilieren.

Eine Serenade für Streichtrio des Ungarn Ernst von Dohnányi gab wiederum dem Trio die Möglichkeit zu unbeschwertem Spiel beinahe in Mozart'scher Manier, denn der Komponist bleibt der Tonalität treu und imitiert auch im Aufbau die Serenadentradition des 18. Jahrhunderts. Das hübsche Werk, quicklebendig und klagschön vorgetragen, bildete einen munteren Abschluss eines Vormittagskonzertes, das gute Laune hinterliess. Daniel Andres

Schweizer Filme geehrt

Max-Ophüls-Filmfestival Grosse Ehre für das Schweizer Filmschaffen: Der Schweizer Film «Chrieg» von Simon Jaquet ist am Samstag am Max-Ophüls-Filmfestival in Saarbrücken mit dem Hauptpreis ausgezeichnet worden. Das kraftvolle Erstlingswerk habe die Jury-Mitglieder «mit seiner Wucht, Klarheit und Authentizität auf Anhieb gepackt», begründete die Jury ihre Wahl.

Drei Preise heimste der Schweizer Film «Driften» von dem in Biel aufgewachsenen Karim Patwa ein: Der Film erhielt den mit 5500 Euro dotierten Filmpreis der saarländischen Ministerpräsidentin, den mit 13 000 Euro dotierten Fritz-Raff-Drehbuchpreis sowie den Preis der ökumenischen Jury, der mit 2000 Euro dotiert ist. Der Film «Cure – Das Leben einer Anderen» der Schweizer Regisseurin Andrea Taka erhielt den mit 5000 Euro dotierten «Preis für den gesellschaftlich relevanten Film». sda

Debatten als Markenzeichen

Filmtage Am Samstagabend haben die Solothurner Filmtage mit einem Fest ihren 50. Geburtstag gefeiert. Neben Schweizer Filmemachern überbrachte Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga den Filmtagen ihre Glückwünsche.

Das Besondere der Schweizer Filmtage sei die Begegnung zwischen Film und Publikum, sagte die Bundespräsidentin Simonetta Sommaruga in ihrer Festrede im Landhaus. «Diese Begegnung lässt seit 50 Jahren etwas entstehen. Und zwar Debatten.» Die Debatten, die im Kinosaal begannen und in der Beiz fortgeführt wurden, das sei für sie das Markenzeichen der Solothurner Filmtage.

Oft fänden die Filme gar den Weg in die Politik – nicht zuletzt dachte Sommaruga dabei wohl an den Film «Die Erschiessung des Landesverrätters Ernst S.» von Richard Dindo und Niklaus Meienberg, der 1975 sogar den Bundesrat auf den Plan rief.

Filme als «Sinbilder»

Wie schon Ratskollege Alain Berset, der den Filmreigen am Donnerstag eröffnet hatte (das BT berichtete), bezeichnete Sommaruga die Festivalfilme als Seismographen. «Manche Filme wurden geradezu zum Sinnbild gewisser politischer Debatten.»

So erzählte die Bundespräsidentin, der Film «Die Schweizermacher» (1978) von Rolf Lyssy sei auch heute nicht weit von der

Wirklichkeit einer Einbürgerung entfernt. Sie erinnerte an einen Beamten, der kürzlich in einem Interview gesagt habe, manchmal seien halt Hausbesuche bei einbürgerungswilligen Paaren nötig, wobei die Anzahl Zahnbürstli im Badezimmer «besonders aufschlussreich» sei.

Der Brief der Mutter

Die Filmemacher rief Sommaruga dazu auf, weiterhin relevante Filme zu machen. «Und relevant sind sie nur dann, wenn sie unsere Sehgewohnheiten in Frage stellen, wenn sie mutig sind oder unbequem.» Wer in Harmonie und Einklang lebe mit der Welt, der geniesse sein Glück und mache keine Filme. Filmtage-Direktorin Seraina Rohrer und Film-

tage-Präsidentin Christine Beerli führten durch den Jubiläumsabend und würzten die Ansprachen der Bundespräsidentin und des Filmchefs des Bundesamtes für Kultur, Ivo Kummer, mit witzigen Anekdoten aus 50 Jahren Filmgeschichte. So zitierte Rohrer etwa aus einem über 20-jährigen Brief der Mutter eines «gewissen Jungfilmers mit Name Christian Frei». Adressiert war die Post an den damaligen Filmtage-Direktor Kummer.

Im Brief bat die Mutter der Regisseurs, man möge doch das Werk ihres Sohnes doch noch ins Programm aufnehmen, obwohl er einen negativen Bescheid erhalten habe. Gnade hatte Kummer keine, immerhin aber archivierte er den Brief. Der damalige Jung-

filmer sollte im Übrigen später für seinen Dokfilm «War Photographer» (2001) für einen Oscar nominiert werden.

Mehrere Generationen

Stellvertretend für die mehreren Generationen Schweizer Filmemacherinnen und -macher wurden am Jubiläumsabend zwei Kurzfilme gezeigt; «Happy Birthday» von Markus Imhoof (1967) und «My Honeymoon» (2014) seiner jungen Kollegin Eileen Hofer.

Während der ganzen sieben Festivaltage setzten sich zudem in zahlreichen Podien alte und junge Regisseure an einen Tisch, um, wie schon vor 50 Jahren, der Frage nachzugehen, was der Schweizer Film eigentlich sei. sda